



Rede zum Ustertag 2018

18. November 2018

Prof. Dr. Michael O. Hengartner
Rektor der Universität Zürich

Zukunft – gestern, heute, morgen

Outline

- **Begrüssung und Einleitung**
- **Liberale Forderungen**
- **Gründung der Universität – durch und für die Gesellschaft**
- **Zentrale Lage, Kapazität und Raumangebot**
- **Innovation und Internationalisierung**
- **Usterbrand, Züriputsch und (Bologna-)Reform**
- **Abschluss/Fazit**

1 Begrüssung und Einleitung

Sehr geehrter Frau Stadtpräsidentin,

Sehr geehrter Herr Ehrensperger

Sehr geehrte Ustermerinnen und Ustermer, liebe Festgemeinde!

Lassen Sie mich mit einem Zitat von Joseph Beuys beginnen. Der Aktionskünstler meinte einst:

„Die Zukunft, die wir wollen, muss erfunden werden, sonst bekommen wir eine, die wir nicht wollen.“

Ende der 1970er Jahre prägte Beuys den „erweiterten Kunstbegriff“. In diesem erweiterten Kunstbegriff werden auch Konzepte, Institutionen, die Politik oder gar eine Gesellschaftsordnung als eine Form von Kunstwerk verstanden. Entsprechend kann jeder Künstler – und, nach Beuys' Auffassung ist jeder Mensch ein Künstler – diese Kunstwerke mitgestalten.

Und genau zu diesem Mitgestalten ruft Beuys in seinem Zitat auf. Die Zukunft, die wir wollen, müssen wir heute gestalten. Dies gilt für jeden einzelnen von uns, aber ganz besonders auch für eine Institution



wie die Universität Zürich. Forschung und Lehre müssen auf die Zukunft ausgerichtet sein. Infrastrukturen sollen auch in Zukunft den Bedürfnissen von Forschenden und Studierenden gerecht werden. Und schliesslich wandelt sich in Zukunft auch die Rolle der Universität in der Gesellschaft, womöglich sogar auch ihre Rolle für die Gesellschaft.

Die Universität Zürich (oder einfach UZH, für die Eingeweihten – und hiermit erkläre ich Sie alle, meine Damen und Herren, als Eingeweihte) – Die UZH ist seit Anbeginn der Gesellschaft verpflichtet. Denn die Universitas Turicensis wurde kurz nach den Ereignissen vom Ustertag 1830 «durch den Willen des Volkes» gegründet. Sie ist einer Gesellschaft verpflichtet, welche konstant mit Fragen konfrontiert ist – Fragen, die interessanterweise über den Lauf der Zeit immer wieder ähnlich sind. Ja, meine Damen und Herren, Fragen zur Balance zwischen Innovation und Tradition, zur Internationalisierung und zur Beziehung zum Ausland, Fragen der Standortattraktivität und der Raumplanung, oder des freien und kritischen Denkens haben die Menschen bereits um 1830 beschäftigt. Diese Fragen sind alle auch heute wieder – oder soll ich sagen, immer noch – hoch aktuell. Und ich wage zu behaupten, dass sie uns auch in Zukunft weiter begleiten und herausfordern werden.

Diese Themenfelder, welche die Gesellschaft als Ganzes bewegen, sind auch für die Universität Zürich von eminenter Bedeutung. Als Rektor liegt es mir daher am Herzen, Ihnen heute einen kurzen Einblick in unsere, in Ihre Universität zu geben – und mit Ihnen einen Dialog über unsere gemeinsame Zukunft anzustossen.

2 Liberale Forderungen

Ich beginne mit der Frage des freien und kritischen Denkens.

Der Ustertag vom 22. November 1830 war bekanntlich ein Volkstag, zu dem eine Liberale Bewegung aufgerufen hatte. Die Landbevölkerung wehrte sich gegen die Vorherrschaft der Stadt über das Land. Man war nicht mehr gewillt, eine offensichtlich ungerechte Kantonsverfassung hinzunehmen. Die ländliche Oberschicht und das aufstrebende Wirtschafts- und Bildungsbürgertum verbreitete seine Voten unter anderem dank Vereinen, Schulen – die, *nota bene*, ohne staatliche Unterstützung gebaut wurden – und der Presse. Kritisiert wurde vor allem die Arbeit der Regierung, die rückständig und unwissenschaftlich sei. Ausserdem sei die Landbevölkerung in den politischen Gremien unterrepräsentiert.

Aus heutiger Sicht erscheinen die Verhältnisse klar: Anfangs des 19. Jahrhunderts gab es durchaus gute Gründe zu Kritik. Es ist aber überhaupt nicht selbstverständlich, dass diese Kritik damals



aufkommen konnte und verbreitet wurde. Das kritische Hinterfragen einer Gesellschaftsordnung will nämlich gelernt sein. In dieser Hinsicht leistete eine Vorgängerinstitution der UZH, das Theologische Kollegium, einen wichtigen Beitrag. Dieses Kollegium wurde vom Reformator Ulrich Zwingli im Jahre 1525 ins Leben gerufen und regte seit Anbeginn die Studierenden zu selbstständigem und freiem Denken an. Diese Tradition wird an der UZH bis heute weitergeführt. Gerade in Zeiten allgegenwärtiger «Fake-News» kommt der Fähigkeit, selbstständig und kritisch zu denken, wieder eine bedeutende Rolle zu. Wir alle müssen alltäglich die Flut an Nachrichten filtern und sie auf ihre Relevanz, Dringlichkeit und Wahrhaftigkeit beurteilen. Diese Fähigkeit ist nicht nur in der Medienproduktion, sondern beispielsweise auch in jeder Firma oder Verwaltungseinheit und – in einer Direktdemokratie wie die unsere – für die politische Meinungsbildung von allen eine unabdingbare Kompetenz.

Die Freidenker am Ustertag 1830 forderten Rechte ein, die heute in der Schweiz als selbstverständlich gelten. Es ging um Forderungen nach einer neuen, fairen Verfassung, der Verankerung der Pressefreiheit und der Handels- und Gewerbefreiheit, um die Etablierung der Gewaltentrennung, um die Säkularisierung der Bildung und um die Schaffung eines Petitionsrechts. Was wir heute also als unser selbstverständliches Recht ansehen, bedurfte der kritischen Hinterfragung der geltenden Gesellschaftsordnung.

Es waren also Menschen – oder, um auf das Eingangszitat von Beuys zurückzukommen – Künstler am Werk, die ihre Zukunft mitgestalten wollten, und mitgestaltet haben. Ohne diese Künstler hätten wir heute vielleicht nicht die gleichen Bürgerrechte. Und solche Künstler – heute würde man bewusst, eher von Künstlerinnen und Künstler – oder von Kunstschaffende – reden, also solche Menschen, die Verantwortung zeigen, kritisch denken, und an der Entwicklung der Gesellschaft mitwirken – solche Menschen möchte wir an der UZH heute ausbilden.

Der kurze geschichtliche Abriss mag für viele von Ihnen eine Repetition wohl bekannter Fakten sein. Mir als nicht Ustermer sind diese Fakten aber erst bei der Vorbereitung dieses Anlasses in solcher Detailliertheit bekannt geworden. Und glauben Sie mir, trotz – oder gerade wegen meinen Aufhalten an verschiedenen Orten in Europa und Übersee – ist dieses Stück Schweizer Geschichte eine Perle für mich. Denn sie hat meine ganz persönliche Geschichte ein Stück weit mitgeprägt: Ohne den Ustertag gäbe es die Universität Zürich, so wie wir sie heute kennen, nicht. Und ohne Universität Zürich wäre ich nicht nach Zürich berufen worden, hätte nie meine wundervolle Frau kennen gelernt, unsere 4 Kinder hätten nie das Licht des Lebens erblickt, usw. Fazit: Liebe Ustermer, ich danke Ihnen allen vom ganzem Herzen für das, was Ihre Vorfahren anno dazumal, also 1830, bewirkten. Merci im Voraus, dass Sie diesen Dank an die Betroffenen weiterleiten...



3 Gründung der Universität – durch und für die Gesellschaft

Meine Damen und Herren, nicht nur meine Kinder, sondern auch die Universität verdankt ihre Existenz in grossem Masse dem Ustertag. Ich habe in Erinnerung gerufen, dass am Ustertag unter anderem die Säkularisierung der Bildung gefordert wurde. Dieser Grundsatz fand Einzug in die neue Kantonsverfassung vom 10. März 1831. Beruhend auf dieser neuen Kantonsverfassung wurde dann auch im Jahr 1833 die Universitas Turicensis gegründet.

Wobei «Gründung» ein grosses Wort ist. In der Tat gab es zu dieser Zeit in Zürich schon drei höhere Schulen, nämlich für Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Diese wurden nun 1833 zusammengeführt und durch eine neue philosophische Fakultät ergänzt. Es war also eigentlich fast mehr ein «corporate merger» – oder, genauer gesagt, in diesem Fall ein «educational merger», als eine vollständige Neugründung.

Nichtsdestotrotz war der Umstand der Gründung der Universität Zürich ein Novum in Europa. In der Tat war es so, dass in der Vergangenheit es eigentlich nur zwei Wege zur Gründung einer Universität gab. Handelte es sich um ein Fürstentum oder Königreich, so wurde die Universität kurzerhand vom Staatsoberhaupt instituiert. Die zweite Möglichkeit bestand darin, den Papst um die Errichtung der Universität zu bitten. Diese beiden Optionen kamen für den reformierten Kanton Zürich aber nicht in Frage. Auf eine Universität wollte man aber trotzdem nicht verzichten. So schuf man ein Novum und gründete die Universitas Turicensis ohne päpstliche Bulle und ohne königliche Anordnung. Der reine Volkswille führte zur Zusammenführung der bestehenden höheren Schulen zur Universität.

Die UZH war also wahrhaftig die erste Europäische Universität, die «durch den Willen des Volkes» entstand. Davon zeugt übrigens heute noch die Inschriften, welche diesen Satz tragen, sowohl auf unserem Hauptgebäude im Zentrum, wie auch auf dem Gründungsstein des Irchelcampus, unserem zweiten Hauptstandort.

In ihrem Gründungsjahr 1833 war die UZH mit 161 Studenten – Studentinnen gab es dann noch keine, aber wir kommen gleich noch darauf zurück – und 26 Professoren noch überschaubar. Heute zählt sie über 25'000 Studierende. Wir sind die grösste Universität der Schweiz. Dies hat sicher auch mit unserem breiten Studienangebot zu tun: Die UZH bietet mehr als 100 Studiengänge an. Zu den 4 Gründungsfakultäten sind in der Zwischenzeit 3 weitere dazugekommen. Heute umfasst die UZH 7 Fakultäten und über 150 Institute, Seminar und Kliniken.



Für was steht die UZH? Unser informelles Motto lautet: «Exzellenz in Forschung und Lehre, Einsatz für und mit der Gesellschaft».

Exzellenz in Forschung und Lehre: Die UZH bietet in der Tat eine exzellente Forschungs- und Lehrumgebung. Verschiedene Rankings verkünden, dass unsere Medizinische Fakultät unter den 30 besten weltweit ist, unsere Life Sciences ist in den Top 20, unsere Veterinärmedizin sogar unter den Top 10.

Wobei das mit den Rankings so eine Sache ist. Rankings können nämlich nur messen, was messbar ist, und sie können nur vergleichen, was vergleichbar ist. Schon Einstein – der nicht nur ein Alumnus der UZH ist (er hat bei uns doktriert), sondern auch seine erste Professur an der UZH innehatte – schon Einstein hat gesagt: «Nicht alles, was messbar ist, ist wichtig, und nicht alles, was wichtig ist, ist messbar.» Und Universitäten haben nun mal einfach nicht alle die gleichen Aufgaben. Lassen Sie mich doch kurz 3 Beispiele anführen.

Die Rechtswissenschaftliche Fakultät der UZH lehrt Schweizer und Zürcher Recht. Dies ist für die hiesige Gesellschaft von eminenter Bedeutung. Aber es wird wohl niemanden erstaunen, dass gerade dieses Fach in internationalen Rankings keine Punkte bringen wird; Schweizer Recht ist auf dem internationalen Markt nicht gross gefragt. Aber sollen wir deshalb auf dessen Lehre verzichten?

Weiter haben wir an der UZH eine Professur in Rätoromanischer Sprache und Kultur. Bei 60'000 Sprecherinnen und Sprecher ist auch hier das internationale Interesse gering. Nichtsdestotrotz schulden wir es der Gesellschaft, dieses kulturelle Erbe akademisch zu verankern und zu begleiten.

Das dritte Beispiel sind die Betreuungsverhältnisse. Bei den Rankings punktet, wer nur wenige Studierende auf eine Betreuungsperson hat. Nun, die UZH mit ihren attraktiven Studiengängen ist hier nicht besonders gut aufgestellt. Wir haben in gewissen Fakultäten ein ungünstiges Verhältnis von Betreuungspersonen und Studierenden. Aber heisst das, dass wir unsere Studienangebote weniger ansprechend gestalten sollen, nur um bei den Rankings besser dazustehen?

Das Ziel einer öffentlichen Universität wie die UZH kann also nicht sein, so hoch oben wie nur möglich in den Rankings zu sein, sondern eher ihre spezifische Aufgabe – in unserem Falle, eben, Exzellenz in Forschung und Lehre, Einsatz für und mit der Gesellschaft – so gut wie möglich zu erfüllen.

Was meine ich mit „Einsatz für und mit der Gesellschaft“? Als öffentliche Universität, welche „durch den Willen des Volkes“ gegründet wurde, ist sich die UZH ihrer Verantwortung für die breite Bevölkerung bewusst.



Diese Verantwortung übernehmen wir erstens durch unsere vielfältigen Angebote für die Öffentlichkeit, zum Beispiel unsere 12 Museen, unser botanischer Garten, unsere öffentlichen Ringvorlesungen, und natürlich auch unsere Kinder- und Seniorenuniversität.

Aber auch in der Forschung bindet die UZH die Öffentlichkeit aktiv mit ein. Das Stichwort heisst heute «citizen science» also «Bürgerwissenschaft» und die Idee ist, dass Bürgerinnen und Bürger bei der Erarbeitung von Forschungsprojekten mitmachen. Wie kann das gehen? Am einfachsten lässt sich das wohl mit Gesundheitsstudien illustrieren. Dort leuchtet es ein, dass der enge Einbezug der sogenannten Probanden durchaus die Qualität der gemessenen Daten erhöhen kann. Aber es gibt noch viele weitere Möglichkeiten!

Vielleicht kennen Sie die «DialäktApp», mit der Sie einsehen können, welche Dialektwörter wo in der Schweiz gesprochen werden, und auch ihre eigene Herkunft verblüffend genau errechnen lassen können, rein auf Grund Ihres Wortschatzes. Nun, wenn Sie diese nutzen und mit ihren Angaben ergänzen, leisten Sie gleichzeitig einen aktiven Beitrag an die Dialektforschung. Das, meine Damen und Herren, ist citizen science.

Kürzlich haben wir sogar ein neues Kompetenzzentrum eröffnet, welches die Entwicklung und Durchführung von citizen science-Forschungsprojekten unterstützt. Mit diesem Citizen Science Center legen wir den Grundstein für eine engere Zusammenarbeit in der Zukunft zwischen der Hochschule und der Bevölkerung. Wir sind nämlich überzeugt, dass der Einbezug von der Bürgergesellschaft in die Planung und Durchführung von Forschungsprojekten zukünftig an Bedeutung gewinnen wird – und auch diese Veränderung möchten wir aktiv mitgestalten.

Doch nicht erst heute möchten wir die Zukunft mitgestalten. Auch in geschichtlicher Hinsicht darf sich die UZH als Pionierin rühmen. Bei uns promovierte bzw. habilitierte jeweils die erste Frau im deutschsprachigen Raum. 1865 kam die Russin Nadeshda Suslowa an die UZH, um das medizinische Fachstudium zu absolvieren. Sie kam nach Zürich, da es in ihrer Heimat Russland zu dieser Zeit nicht möglich war, als Frau an einer Universität zu studieren.

Aber auch hier war es noch nicht so einfach. Suslowa durfte studieren, aber nur als Hörerin. Immatrikulieren und einen Abschluss erhalten, das gab es noch nicht. Doch das ist genau, was sie im Jahre 1967 dann von der UZH einforderte. Der damalige Rektor, durch dieses unverfrorene Vorgehen ein wenig überrumpelt, holte dann Rat bei der Regierung. Diese wiederum verwies auf die Statuten der UZH, die aber keine Regelung zur Immatrikulation von Frauen enthielten. Da die Immatrikulation also nicht explizit verboten war, entschied man sich nach einigem Hin und Her dazu, Suslowa zum Abschluss zuzulassen.



Somit wurde sie – erst 24 Jahre alt! – zur ersten Doktorin nicht nur der Schweiz, aber auch Russlands. Suslowas Immatrikulation löste dann einen Tsunami aus. Frauen aus aller Welt kamen an die UZH, weil sie hier studieren konnten. Sechs Jahre später, 1873, waren bereits über ein Viertel aller Studierenden an der UZH Frauen – eine einmalige Situation in ganz Europa!

Ebenfalls an der UZH war Emilie Kempin-Spyri, die erste Schweizerin, die in Jus habilitierte. Sie trat als Pionierin für die Gleichberechtigung der Frau ein, unter anderem auch weil ihr erstes Gesuch um Zulassung als Privatdozentin noch abgelehnt wurde. Ihren Beruf als Anwältin konnte sie aufgrund ihres Geschlechts nicht ausüben. Nach einem Aufenthalt in New York kehrte Kempin-Spyri in die Schweiz zurück und wurde 1891 dann doch noch durch eine einsichtige UZH als Privatdozentin für römisches, englisches und amerikanisches Recht zugelassen. Noch heute erinnert die 2008 von Pipilotti Rist gestaltete «Chaiselongue» an Emilie Kempin-Spyri. Vielleicht haben auch Sie dieses überdimensionierte blaue Bett im Lichthof der UZH schon einmal gesehen. Falls nicht, kommt doch mal vorbei – die UZH ist auch Ihre Universität!

Ja, die Schweiz war damals sehr progressiv. Zumindest im Hochschulbereich. Bekanntlich brauchte es dann nochmals etwa 100 Jahre, bis die Frauen das Stimmrecht erhielten...

4 Zentrale Lage, Kapazität und Raumangebot

Meine Damen und Herren, ich habe angedeutet, dass das breite Angebot der UZH sowohl für Studierende als auch für die Öffentlichkeit zur Attraktivität unserer Universität beiträgt. Ein weiterer Faktor, der die UZH attraktiv macht, ist aber auch ihre zentrale Lage.

Blicken wir doch noch einmal zurück auf die Ereignisse des Ustertags. Obwohl um 1830 der Ort Stäfa das eigentliche Zentrum der Opposition darstellte, versammelt man sich am Volkstag in Uster, weil dies der «zentralste Ort im Kanton Zürich mit einer grossen Kirche» war. Die zentrale Lage eines Standorts spielte also bereits am Ustertag eine bedeutende Rolle.

Vom Bundesamt für Statistik erfahren wir, dass heutzutage (also genauer gesagt 2016) die Schweiz 3.9 Mio. Arbeitspendlerinnen und -pendler zählte, die im Schnitt eine Strecke von fast 15 km pro Weg zurücklegten und dabei 30 Minuten unterwegs waren. Doch auch 0.8 Mio. Ausbildungspendlerinnen und -pendler legten einen Weg von gut 20 km oder 40 Minuten zurück. Als Ustermerinnen und Ustermer wird Ihnen dieses Schema bekannt vorkommen. Wenn Sie nämlich etwa nach Zürich zur Arbeit pendeln, liegen Sie ziemlich genau im Schnitt der Schweizer Bevölkerung.



Die Mobilität wird heute immer wichtiger, besonders auch im Bereich des Hochschulwesens. Die Standortattraktivität hat viel mit Erreichbarkeit zu tun. Die Stadt Zürich ist national und international äusserst gut an das Verkehrsnetz angebunden. Und das gilt insbesondere für unsere Universität. So verbindet zum Beispiel das Tram Nummer 10 nicht nur unsere 3 wichtigsten Standorte, den Campus City in der Mitte der Stadt mit dem Campus Irchel und dem Campus in Oerlikon, sondern dieses Tram verbindet auch den Hauptbahnhof mit dem Flughafen. So können unsere Studierenden und Forschenden direkt und ohne umzusteigen vom Labor zum Zug oder zum Flug fahren.

Heute wird immer mehr auch die Vernetzung zwischen den Campi wichtig. Hier überlegen wir uns Lösungen wie Flotten von E-Bikes, die von Studierenden gebraucht werden könnten, um schnell und problemlos zwischen den Hörsälen hin und her zu flitzen.

Die gute Erreichbarkeit ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass Zürich für international ausgewiesene hochrangige Forscher als Standort überhaupt in Frage kommt. Dies allein reicht aber nicht aus. Ein attraktiver Wissenschaftsstandort verfügt auch über ein gut ausgebautes Netzwerk mit Forschungsinstituten im In- und Ausland, und das sowohl für Forschung als auch für Lehre. Für die Studierenden haben wir über die Jahre mehrere hundert Vereinbarungen mit Partner-Universitäten getroffen, die den studentischen Austausch erlauben und fördern. In der Forschung unterhalten wir Kooperationen mit Instituten in Ländern von A wie Australien bis Z wie Zypern.

Und zuletzt ist die UZH Mitglied von zwei Universitätsallianzen – diese sind ein wenig wie die Airline-Allianzen – also präferierte Partner, mit denen man einfacher gemeinsame Initiativen aufbauen kann. Die erste nennt sich die League of European Research Universities (LERU), und die beinhaltet die zwei Dutzend besten Volluniversitäten Europas, inklusive Cambridge und Oxford, die Sorbonne in Paris, Heidelberg und München, und eben auch die UZH. Um die aussereuropäische Zusammenarbeit zu stärken, sind wir vor ein paar Jahren auch Mitglied von Universitas 21 geworden, ein Netzwerk mit Schwerpunkt in Asien – sicher die Weltregion, in der die Wissenschaft heute am stärksten am wachsen ist.

Schliesslich organisieren unsere Forschenden regelmässig internationale Symposien an der UZH. Diesen Frühling fand zum Beispiel die Jahrestagung der European University Association statt: Rektoren und Präsidentinnen von über 300 Europäischen Universitäten haben sich an der UZH für drei Tage getroffen, um zu diskutieren, wie sich die Universitäten noch mehr für die Gesellschaft, in der sie sich bewegen, einsetzen könnten.

In der Tat müssen heute Universitäten nicht mehr nur unter sich vernetzt sein, sondern auch mit der Gesellschaft, sprich, mit der Wirtschaft, der Politik, der Kultur, usw. Wie schon vorher erwähnt, hat die UZH dies schon früh erkannt.



Aber kommen wir zurück zum Ustertag. Der schöne und zentrale Standort Uster verfügte bereits um 1830 über eine grosse Kirche, die als Versammlungsort für die Volkstage dienen sollte. Die Kirche, in der wir uns heute befinden.

Nur wurden damals die Oppositionellen Opfer ihres eigenen Erfolgs, wenn man so sagen kann. Je nach Quelle folgten 8'000 bis 12'000 Personen dem Aufruf, sich in Uster zu versammeln. Sie können sich vorstellen, dass auch ohne die heute geltenden Vorschriften der Feuerpolizei niemals so viele Leute hier Platz finden würden. Die Versammlung musste kurzfristig auf den Zimikerhügel verlegt werden.

Auch heute spürt Uster mehr denn je die Auswirkungen der Standortattraktivität. Das Stadtbild im Zentrum hat sich bereits stark gewandelt, und Uster muss seine Weiterentwicklung planen. Aktuell läuft das Projekt «Stadtraum Uster 2035» – ein riesiges Projekt, welches der Stadt erlauben soll, sich über die kommenden Jahrzehnten nachhaltig weiterzuentwickeln. Dieses Generationenprojekt erinnert mich sehr stark an unser 2-Standort-Projekt, zu dem ich kurz ein paar Worte sagen möchte.

Die UZH war in ihren Anfängen um 1833 an der Augustinergasse links der Limmat untergebracht und zog 1914 in das heutige Hauptgebäude an der Rämistrasse, welches, zusammen mit dem Hauptgebäude der ETH, die sogenannte Stadtkrone bildet, gut sichtbar aus weiten Teilen der Stadt. Stetig wachsende Studierendenzahlen erforderten jedoch bald einen Ausbau. So kam 1979 der Standort Irchel hinzu. Doch trotz des zweiten Standorts platzte die UZH bald wieder aus allen Nähten. Nach und nach mussten wir weitere Räumlichkeiten mieten: in Oerlikon, in Schlieren, im Spitalcluster auf der Lengg und in vielen kleinen Streulagen rund um das Hochschulquartier.

Dies bringt allerdings zwei grosse Nachteile mit sich: Einerseits gestaltet sich der Austausch unter Forschenden und Studierenden, insbesondere auch in interdisziplinärer Hinsicht, weniger fruchtbar als bei räumlicher Nähe der einzelnen Institute. Andererseits ist der Unterhalt von vielen kleinen Liegenschaften viel teurer als ein paar wenige Zentralanlagen. Aus dieser Erkenntnis hat sich die UZH vor ein paar Jahren das Ziel gesetzt, das Gros ihrer Liegenschaften auf die zwei Hauptstandorte Zentrum und Irchel zurückzuführen. Das Unternehmen wird viel Zeit, wohl über 3 Jahrzehnte, brauchen – und auch viel Geld – die geschätzten Kosten betragen über 1 Milliarde.

Wenn man baut, denkt man automatisch an die Zukunft. Was muss die Infrastruktur leisten können? Welche Bedürfnisse werden die zukünftigen Nutzer haben? Was sicher ist, ist dass diese Bedürfnisse nicht mehr die gleichen sein werden wie heute. Mit der voranschreitenden Digitalisierung, die alle Bereiche des modernen Lebens durchdringt wird sich der Umgang mit Raum, Medien, Lehre und Forschung stark verändern. Brauchen wir noch Hörsäle, oder wird der Unterricht rein digital stattfinden? Wie viel Platz sollen wir für die Bibliothek reservieren in einer Welt, in der die neuen Bücher immer öfter digital sind? Oder die grundlegendste Frage von allen: Sollen wir überhaupt noch was bauen? Gibt es



die Universitäten in 50 Jahren überhaupt noch, oder wird bis dahin das Lernen dezentral, in kleinen Video-Häppchen via Internet stattfinden?

Ja meine Damen und Herren, die digitale Revolution wird in den kommenden Jahren noch vieles in unserer Welt verändern. Das kann einen begeistern, oder auch beängstigen – oft wohl beides gleichzeitig.

5 Innovation und Internationalisierung

Aber auch das ist nichts völlig Neues. Blicken wir abermals zurück. Anfang des 19. Jahrhunderts gab die Innovation in der Textilindustrie im Zürcher Oberland zu reden. Gerade entlang des Aabachs hier in Uster waren ja viele Textilunternehmen angesiedelt. Mit der Industrialisierung hielten in der Weberei zunehmend mechanische Maschinen Einzug. Diese erhöhten die Produktivität, was sicher gut fürs Geschäft war. Diese Maschinen machten aber auch Angst. Man befürchtete einen drastischen Stellenabbau im handarbeitsintensiven Textilsektor.

Die Angst vor Neuem ist wohl eine der ältesten Ängste der Menschheit. Heute fürchten wir uns nicht mehr vor mechanischen Webstühlen. Es würde auch niemandem mehr in den Sinn kommen – wie es einige Arbeiter am Ustertag taten – die Abschaffung mechanischer Maschinen zu verlangen. Dafür diskutiert man heute, ob man Roboter besteuern müsste, oder den Menschen ein bedingungsloses Grundeinkommen geben muss, weil die Maschinen uns angeblich alle Jobs wegnehmen werden. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht über die Risiken der Digitalisierung und von Big Data diskutiert und manchmal mehr, manchmal weniger eindringlich davor gewarnt wird.

Dank der Entwicklung der Rechen- und Kommunikationskapazitäten haben wir heute Zugang zu einer riesigen Menge an Daten und verfügen über die nötigen Instrumente, um diese in einen Zusammenhang zu bringen. Wir erhalten personalisierte Werbung, Angebote werden auf uns zugeschnitten. Dies kann zugegebenermassen beängstigend sein.

Die Digitalisierung birgt aber auch ein riesiges Potential. Ob wir das Potential ausschöpfen, hängt davon ab, was wir mit der Technologie machen. Gesichtserkennungssoftware, Künstliche Intelligenz, selbstfahrende Autos und autonome Drohnen. Was wir damit machen, hängt von uns, von unseren Entscheidungen als Gesellschaft ab. Doch was braucht es, um weise Entscheidungen treffen zu können? Aus meiner Sicht braucht es erstens Wissen und zweitens einen gesellschaftlichen Dialog.



Vor zwei Jahren hat die UZH die Digital Society Initiative (DSI) gegründet. Diese Initiative hat genau das vorher genannte Ziel: den zukünftigen Umgang, die Chancen und Risiken einer digitalen Gesellschaft im Dialog mit der Politik, der Wirtschaft und der Gesellschaft zu erörtern und zu gestalten.

Die DSI bietet eine universitäre Plattform, um kritisch und interdisziplinär über alle Aspekte der digitalen Transformation nachzudenken. Die Plattform vernetzt Personen und Kompetenzen aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft. Die DSI als Diskussionsplattform lädt somit alle Macher – also Künstlerinnen und Künstler in Beuys Sinn – dazu ein, die digitalisierte Zukunft mit zu erfinden.

Dank der Digitalisierung wird die internationale Vernetzung – nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Wirtschaft – immer mehr zur Realität. Internationalisierung oder gar Globalisierung ist allerdings auch ein Reizwort, das nicht überall Anklang findet. Und dies nicht erst seit dem 21. Jahrhundert.

Die Arbeiter zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten nämlich nicht nur mit der industriellen Revolution zu kämpfen. Als wäre die Einführung mechanisierter Maschinen und billigem Rohmaterial nicht Bedrohung genug gewesen, machte sich auch noch die internationale Konkurrenz bemerkbar. Die Arbeitsplätze wurden nicht nur wegen der mechanischen Unterstützung knapp, sondern viele davon fielen auch noch den billigeren Auslandsproduktionen zum Opfer. Auch dieses Szenario mutet heutzutage nicht ganz fremd an. Die Rede ist von Schutzzöllen und Importbeschränkungen, von Zuwanderungsstopp und flankierenden Massnahmen.

Die Sorgen und Nöte der Bevölkerung gilt es ernst zu nehmen. Doch wird weder die digitale Transformation, noch die Internationalisierung einfach an unserer Grenze Halt machen. Im Gegenteil, die Geschichte hat uns gezeigt, dass die Schweiz sich durchaus im internationalen Wettbewerb behaupten kann, solange wir intern gute Rahmenbedingungen haben. Will müssen den Mut haben, uns auch heute mit der Welt zu messen!

Uns als Bildungsinstitution ist der internationale Austausch sehr wichtig. Es ist vermessen zu glauben, dass zufälligerweise alle Talente und Ressourcen an einem Ort wachsen würden, und dass dieser Ort zufälligerweise genau die Schweiz wäre.

Forschung ist in diesem Sinne wie Spitzensport: Wenn wir top sein wollen, müssen wir international rekrutieren. Wenn die Young Boys nur aus Jungs aus Bern bestehen würde, wären sie sicher nicht so gut, wie sie heute sind. Es gibt kein Monopol auf Talent. Wenn wir die besten Forschenden wollen, dann müssen wir offen sein, die besten auch aus dem Ausland zu rekrutieren. Unsere Forschung selbst ist ja auch sehr international. Drei Viertel der wissenschaftlichen Zusammenarbeiten, die wir betreiben,



erfolgen mit Forschungsgruppen, die im Ausland angesiedelt sind, 2/3 davon aus dem EU-Raum. Kein Wunder also, dass sich die Schweizer Hochschulen gute, stabile Beziehungen mit der EU wünschen.

Natürlich spüren auch die Schweizer Universitäten die wachsende Konkurrenz aus Asien, insbesondere aus China. Das beste Mittel dagegen ist aber nicht die Abschottung. Vielmehr wollen wir aktiv um die besten Wissenschaftler werben, damit die UZH auch in Zukunft in der Champions League der Wissenschaften mitspielen kann.

Nicht nur im Bereich der Forschung und Lehre wollen wir mit den besten mithalten. Gerade im Bereich der Innovation kommt den Universitäten eine immer bedeutendere Rolle zu. Denn die Grundlagenforschung dient nicht zuletzt auch dem Ziel, die gewonnenen Erkenntnisse für konkrete Anwendungen nutzbar zu machen. Erkenntnisse aus der Forschung sollen der Gesellschaft zu Gute kommen. An der UZH ist dieses Ziel in unserem Motto als «Einsatz für die Gesellschaft» zu finden; an anderen Universitäten spricht man von «third mission», einer dritten Aufgabe also, neben Forschung und Lehre.

Wenn diese Aufgabe gut umgesetzt wird, mausert sich eine Top-Universität nicht nur zu einem wissenschaftlichen Leuchtturm, sondern auch zu einem Innovationsmotor, welcher die regionale Wirtschaft unterstützt und ankurbelt. Hierfür braucht es Prozesse, die den Transfer von der wissenschaftlichen Erkenntnis zur marktauglichen Anwendung erlauben und unterstützen. An der UZH stehen bereits heute geeignete Infrastrukturen, Plattformen und unterschiedliche Anschubfinanzierungsmöglichkeiten für solche Initiativen zur Verfügung. Der Beweis, dass dies der richtige Weg ist, zeigt die Tatsache, dass die UZH heute unten den innovativsten Hochschulen Europas ist. Wir haben heute mehr als 300 aktive Patente, die entweder an existierende Firmen lizenziert werden, oder durch die Gründung von sogenannten Spin-off aus der UZH weiterverwertet werden. In den letzten sieben Jahren wurden nicht weniger als solche 46 Spin-offs lanciert. Mehr als 70 lizenzierte Produkte befinden sich heute bereits auf dem Markt, primär im Bereich der Biomedizin.

Gerade im Bereich des Technologietransfers ist die Kooperation mit der Wirtschaft unabdingbar. Die Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Wissenschaft ist zugleich aber auch ein Thema, welches von der Gesellschaft kritisch hinterfragt wird. Ist die Universität, ist eine Professorin überhaupt noch unabhängig, wenn sie eine Zusammenarbeit mit Roche oder Novartis eingeht, wenn sie eine Schenkung von einer Grossbank – oder sogar von einer Stiftung mit einem klaren Ziel – annimmt?

In diesem Bereich hat sich die UZH in den vergangenen 5 bis 10 Jahren stark weiterentwickelt; wir haben viel gelernt, was es braucht, um aus einer Schenkung eine Win-Win-Situation zu machen.



Lassen Sie mich das Beispiel anführen, das 2013 für Aufregung sorgte. Die Grossbank UBS – nach der Finanzkrise etwas angeschlagen – wollte zu ihrem 150-jährigem Jubiläum statt sich selber, der Bevölkerung etwas schenken. So spendete sie der UZH einen grossen Betrag zur Schaffung von Lehrstühlen im Bereich der Ökonomie. Dies rief sogleich Kritiker auf den Plan, die im sogenannten «Zürcher Appell» die Freiheit der Forschung anzweifelten. Journalisten verlangten daraufhin Einsicht in den Vertrag zwischen der UBS und der UZH, die sie dann auch erhielten; vorerst allerdings mit eingeschwärzten Stellen. Dies wiederum verleitete gewisse Medien dazu, einen Skandal auszurufen, da hinter den eingeschwärzten Passagen geheime Absprachen verborgen sein könnten. Schliesslich wurde der ganze Vertrag offengelegt und drei Tage später war nichts mehr davon zu hören. Am Vertrag gab es nämlich nichts Verwerfliches.

Ich bin stark überzeugt, dass Schenkungen zu einer attraktiven Universität beitragen können, solange sie die folgenden vier Kriterien erfüllen. Erstens darf die Finanzierung über Dritte die Freiheit der Forschung nicht einschränken. Zweitens muss die thematische Ausrichtung sich mit der Strategie der UZH decken. Drittens darf kein Reputationsschaden für die Universität entstehen und schliesslich muss das Ganze mit aller Transparenz kommuniziert werden. Und glauben Sie mir, die UZH hat auch schon lukrative Angebote abgelehnt, wenn diese Kriterien nicht erfüllt waren. Wenn ein Vertrag aber zustande kommt, ist dies eine Win-Win-Win-Situation: Sowohl die stiftende Partei wie auch die UZH profitieren und schliesslich auch die Gesellschaft, der die Forschungsergebnisse zu Gute kommen.

Dass die genannten Massnahmen alle Kritiker überzeugen wird, glaube aber auch ich nicht. Kritiker und Opponenten gab es schon immer und wird es auch immer geben. Im Grunde sind es ja genau diese Menschen, die die Debatte über die bestehende Politik- und Gesellschaftsordnung am Laufen halten. Auch sie können Künstler in Beuys' Sinn sein, in dem sie, durch die Diskussionen die sie lancieren, unsere gemeinsame Zukunft mitgestalten. Konstruktive Kritik darf – und muss – ihren Platz haben.

Eine rote Linie sehe ich dagegen bei zerstörerischen Aktionen. Destruktion und Gewalt lehne ich als Mittel, um die Zukunft zu gestalten, dezidiert ab. So sieht es zum Glück auch heute noch eine Mehrheit, zumindest in unserer Gesellschaft.

6 Usterbrand, Züriputsch und (Bologna-)Reform

Aber auch hier in der Schweiz gibt es immer wieder Gewaltausbrüche. Ein Beispiel dafür dürfte der Maschinensturm an der ersten Gedenkfeier zum Ustertag sein. Viele Forderungen, die am Ustertag festgehalten wurden, fanden Einzug in die neue Kantonsverfassung. Jedoch nicht diejenigen nach



Steuererleichterungen – auf diese warten wir noch heute, wie mein Vorredner Markus Ehrensperger bereits sagte – und auch nicht das Verbot mechanischer Webmaschinen. Die Enttäuschung bei den betroffenen war gross, und es bedurfte keiner grosser Überzeugungskunst, um eine Gruppe von Arbeitern zu einem Maschinensturm auf die Spinnerei und Weberei Corrodi & Pfister anzustiften.

Erreicht hatte die Gruppe mit ihrer Zerstörungswut aber das Gegenteil als das, wofür sie einstand. Im Anschluss an die Brandstiftung war das Investitionsklima rau und Arbeitsplätze wurden unmittelbar keine mehr geschaffen. Auch heute müssen wir aufpassen, Abschottung nicht mit Patriotismus zu verwechseln.

Ein weiteres Beispiel aus der gleichen Ära, welches die Geschichte der UZH wesentlich mitprägte, ist der sogenannte Züriputsch.

Kurz nach der Gründung der Universitas Turicensis, also in einer Zeit des Umbruchs, des Kräftemessens zwischen Liberalismus und Konservatismus, wurde 1839 der Reformtheologe David Friedrich Strauss an die theologische Fakultät berufen. Der Theologe hatte wenige Jahre zuvor ein aufsehenerregendes Werk mit dem Titel «Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet» veröffentlicht. In diesem dekonstruierte er die Evangelien als mythische Erzählungen. Konservativen Kreisen war diese Berufung ein solcher Dorn im Auge, dass sich schnell eine aktive Opposition bildete. Die Regierung sah sich gezwungen, Strauss noch vor seinem Antritt auf Lebenszeit zu pensionieren.

Doch damit war die Sache nicht ausgestanden. Konservative Glaubenskreise hetzten die Bevölkerung gegen die «Abschaffung der althergebrachten Religion» auf. Als dann das Gerücht die Runde machte, dass man die Opposition niederschlagen wollte, nahm der «Züriputsch» seinen Lauf. Die Landbevölkerung stürmte auf den Münsterplatz, und plötzlich fielen Schüsse.

Am 6. September 1839 fielen der Konfrontation 14 Putschisten und ein Regierungsrat (Johannes Hegetschweiler), der eigentlich den Befehl zum Einstellen des Feuers hätte überbringen wollen, zum Opfer. Die Regierung wurde handlungsunfähig, trat *in globo* zurück, und die Konservativen kamen an die Macht. Der anschliessende Machtwechsel im Grossen Rat war dann allerdings von kurzer Dauer: Die konservativen hatten lediglich bis 1845 eine Mehrheit.

Hier noch eine interessante linguistische Randbemerkung: Nach dem Züriputsch wurde extensiv über die Ereignisse, zuerst in der Deutschen Presse, und dann sogar international berichtet. Dank diesen Berichten ging das Wort «putsch» – also das gewaltige Umwerfen einer Regierung – sogar in den englischen Sprachgebrauch über. Die Berufung war also aus akademischer sowie aus gesellschaftlicher Sicht ein Fiasko, aber sie hat der Welt mindestens ein neues Wort beschert. Gelernt



hat die Universität aber auch, dass sie nicht im Vakuum operiert, sondern eben innerhalb einer Gesellschaft, und dass wir eben primär für diese da sind.

Auch heute sieht sich die UZH immer mal wieder mit Unzufriedenheit konfrontiert. Vielleicht mögen Sie sich an Ende 2009 erinnern. Dies liegt zugegebenermassen schon 9 Jahre zurück, also noch vor meiner Zeit als Rektor. Hingegen sind die Themen, die dazumal zur Besetzung des grossen Hörsaals im Zentrum geführt hatten, immer noch – oder immer wieder – aktuell. Studierende protestierten gegen eine Erhöhung der Studiengebühren, gegen Sparmassnahmen im Bildungswesen und vor allem gegen die Bologna-Reform.

Wie jede Reform fand und findet auch die Bologna-Reform nicht überall Anklang. 1999 begann der sogenannte Bologna-Prozess, der zu einem attraktiven und durchlässigen Europäischen Hochschulraum führen soll. Konkret soll das Studium in ganz Europa vergleichbarer werden, indem in allen beteiligten Ländern ein dreistufige Studiensystem mit Bachelor, Master und Doktorat und das Leistungspunktesystem ECTS eingeführt wurden. Das Punktesystem sollte den Vergleich der Studienleistungen ermöglichen und somit die Mobilität, das heisst den Wechsel von einer Universität zur anderen, vereinfachen.

Die Einführung bedingte aber auch, dass das Studium nun modular aufgebaut ist. Die ECTS-Punkte werden mit dem Abschluss eines Moduls anhand eines Leistungsnachweises erworben. Eine Hauptkritik an der Reform ist denn auch, dass diese Modulstruktur das Studium zu sehr verschulen würde. Studierende könnten ihr Studium nicht mehr frei zusammenstellen, sondern bekämen bestimmte Module vorgesetzt und würden nur noch für die Leistungsnachweise, etwa Prüfungen am Schluss der Module, lernen. Eine zweite, gerechtfertigte Kritik ist, dass viele Studierende der Meinung sind, dass man nach Abschluss des Moduls den Inhalt wieder vergessen kann, da man nun die Punkte schon abgeholt hat. Diese Haltung macht die Entwicklung von vernetztem Denken noch schwieriger als es sowieso schon ist. Drittens kritisiert man, dass die Umsetzung von Bologna in gewissen Bereichen zu einer Überregulierung geführt hat.

Und zuletzt gibt eine kleine Anzahl an Studierenden, die ihr Studium nun hauptsächlich als eine 3-Jahre andauernde Punktesammelaktion sehen, und nicht als eine Entwicklungsstufe in ihrer Bildungsbiographie. Diese Studierenden meinen, dass ihre Studentenkarte eine Cumuluskarte sei, und dass sie, wenn sie 180 Punkte auf der Karte gesammelt haben, nun weise geworden sind!

All diese Kritikpunkte sind gerechtfertigt. Allerdings liegen die Probleme meistens nicht am Grundprinzip von Bologna selbst, sondern an dessen Umsetzung. Die Reform bringt neue Strukturen, aber auch neue Chancen mit sich. Gleich wie bei Software, müssen wir einfach zugeben, dass die erste



Version des Bologna-Systems, also Version 1.0, einfach «buggy» war. Darum sind die unterschiedlichen Fakultäten der UZH nun auch dabei, diese Richtlinien zu verbessern.

Anfangs hatte ich diese zweite Reform die «Angolob Reform» genannt, also Bologna rückwärts gelesen. Das ist aber falsch, es geht nicht darum, Bologna abzuschaffen sondern, Bologna wieder «bildungskompatibel» zu machen. Ich bin überzeugt, dass wir mit einigen Anpassungen die Überregulierung abbauen und dem Bildungsideal einen Schritt näherkommen können. Und dieses Bildungsideal ist und bleibt auch fast 500 Jahre nach der Gründung des Theologischen Kollegiums ein frei und kritisch denkender Studierender bzw. Studierende, der oder die schliesslich zu einer frei und kritisch denkenden Gesellschaft beitragen soll. Mit diesem Bildungsideal vom frei und kritisch denkenden Studierenden haben wir den Kreis geschlossen. Wir haben mit dem freien und kritischen Denken begonnen und sind nun wieder dort angelangt.

7 Abschluss/Fazit

Meine Damen und Herren,

Sie haben mir nun über 30 Minuten lang zugehört. Gerne gebe ich Ihnen, insbesondere denjenigen, die zwischendurch kurz in ihre Träume und in den Schlaf des Gerechten verschwanden, nochmals die zwei zentralen Botschaften meiner Rede mit auf den Weg.

Erstens haben wir gesehen, dass heute und gestern gar nicht so verschieden sind. Themen wie «freie Bildung», «technologische Revolution», «Internationalisierung», «Mobilität», «Raumplanung», und «Reformen», welche die Gesellschaft am Anfang des 19. Jahrhundert beschäftigten, sind auch heute, am Anfang des 21. Jahrhunderts, immer noch relevant. Die Geschichte wiederholt sich nicht, aber sie reimt sich, so der Volksspruch.

Zweitens haben wir gesehen, dass Uster und die UZH viel mehr Gemeinsames haben als nur das grosse U am Anfang ihres Namens. Die UZH hat den Usternern viel zu verdanken, den Usternern von 1830, aber auch Ihnen, heute, meine Damen und Herren. Denn die Universität des Kantons Zürich, welche «durch den Willen des Volkes» gegründet wurde, wird auch heute noch stark durch Ihre Steuergelder – die wir ja eigentlich alle senken möchten – unterstützt. Vielen Dank dafür – das ist nämlich nicht selbstverständlich. Als Gegenleistung ist die UZH auch für Sie da, für Ihre Bildung, für Ihre Weiterbildung, aber auch für alle Ustermerinnen und Ustermer, die keine universitäre Ausbildung gemacht haben oder keine anstreben.



Meine Damen und Herren, Sie haben mich heute nach Uster eingeladen. Vielen Dank für Ihre Gastfreundschaft! Im Gegenzug lade ich Sie nun gern alle ein – vielleicht nicht alle gleichzeitig – uns an der UZH zu besuchen. Besuchen Sie eines von unseren Museen, kommen Sie für einen öffentlichen Vortrag, oder – immer ein Highlight – kommen Sie an die Scientifica, das grosse Wissenschaftsfest, welches wir alle zwei Jahre zusammen mit der ETH Zürich durchführen. Die nächste Scientifica wird vom 30. August bis am 1. September 2019 stattfinden. Sie dürfen gerne Ihre Agenden zücken...

Nun bleibt mir noch etwas über die Zukunft von morgen zu sagen. Das habe ich für den Schluss aufgehoben, weil eine Aussage über die Zukunft von morgen natürlich kaum haltbar ist.

Es gibt zu diesem Thema ein gutes Zitat, welches je nachdem dem Physiker Niels Bohr oder Mark Twain oder sogar dem Baseballspieler Yogi Berra zugesprochen wird. Es lautet: «Es ist schwer, Vorhersagen zu machen, vor allem über die Zukunft.»

Aber ein paar Einsichten kann man trotzdem gewinnen. Wie die heutige Geschichte zeigt, bleiben gewisse Themenfelder in der einen oder anderen Ausprägung immer aktuell. Sicher ist, dass die Welt sich immer verändern wird, und dass die Kräfte der Veränderung immer gegen die Kräfte des *Status quo* werden kämpfen müssen.

Und das zweite, das ich Ihnen versprechen kann, ist, dass die UZH auch in Zukunft, die Zukunft mitgestalten wird. Ganz zentral wird dabei der Austausch mit der Gesellschaft sein. Gemeinsam müssen vorwärts machen, um meinen Vorredner zu zitieren. Gemeinsam müssen wir die Zukunft erfinden, die wir wollen. Genau wie es unsere Vorfahren am 22. November 1830 hier in Uster gemacht haben. Jeder und jede einzelne von uns ist ein Künstler in Beuys' Sinn, jeder und jede einzelne kann und soll dazu beitragen.

Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.